Frühjahrsbericht 2016

Evangelistenschule
Johanneum
Wuppertal

Fremde und Fremdes

Liebe Freundinnen und Freunde des Johanneums,

schön, dass Sie sich für diesen Bericht aus dem Johanneum interessieren. Sie finden darin Vertrautes. Denn das Johanneum ist mit seiner 130-jährigen Geschichte eine traditionsreiche Ausbildungsstätte. Sie finden in diesem Bericht Neues. Denn im Johanneum ist kein Tag wie der andere. Neue Situationen erfordern neue Wege. An neuen Ideen gibt es keinen Mangel. Sie finden in diesem Heft auch „Fremdes" – oder zumindest Berichte über das, was einem fremd vorkommen kann.

Ich wage es, Sie einmal mit hineinzunehmen in einen zunächst hoch theologischen, aber dann sehr nachvollziehbaren Gedanken, den der große Theologe Karl Barth in seiner „Kirchlichen Dogmatik" entfaltet hat. Er schreibt: „Dass Jesus Christus wahrer Gott ist, erweist sich in seinem Weg in die Fremde, in der er, der Herr, zum Knecht wurde" (KD IV, 1 §59).

Dass Jesus „in die Fremde" ging, ist auf den ersten Blick eine ungewöhnliche Formulierung. Gemeint ist, dass er nicht im „göttlichen Bereich", also abgehoben von der konkreten Welt, geblieben ist, sondern „dass er seinem ewigen Vater darin gehorsam wurde, dass er sich selbst dazu hergab und erniedrigte, des Menschen Bruder zu werden …" (ebd).

Gott ging also in Jesus Christus „von oben" in die Fremde, also „nach unten" – zu uns. Ich verstehe das so: Wir, die wir uns von Gott entfremdet hatten, sind jetzt nicht mehr abgeschnitten und abgeschrieben. Indem Jesus in die Fremde ging, hat er sich dem Fremden vertraut gemacht. Was fremd war, gehört jetzt dazu.

Das lässt mich nachdenklich werden, wenn wir heute über „Fremde und Fremdes" diskutieren. Von Gott her lässt sich lernen: Fremdes kann Vertrautes werden. Ob es viel öfter als wir denken einer neuen Einstellung derer bedarf, die Fremdes lieber gern fremd bleiben lassen wollen?

In diesem Heft finden Sie interessante und bewegende Beiträge zu dieser Thematik. Sie merken: Wir sind wach und engagiert dabei, wenn es um die Wahrnehmung von Menschen und Situationen geht. Und wir sind wach und engagiert dabei, wenn es darum geht, aus dem Wort Gottes Orientierung für unseren Dienst zu erhalten.

Der Dienst des Johanneums kann nur geschehen, wenn unser Freundeskreis die Arbeit durch Gebet und Gaben unterstützt. Danke für jede Spende – danke für alle Unterstützung! Der Überweisungsträger in der Mitte des Heftes ist eine kleine Erinnerung – nutzen Sie ihn!

Bitte bleiben Sie uns verbunden! Und bleiben wir miteinander in dem Anliegen verbunden, dass aus Fremdem – vielleicht mit vielen Mühen – Vertrautes wird.

Ihr Burkhard Weber

Direktor der
Evangelistenschule Johanneum

PS: Übrigens gibt's am Samstag, den 11. Juni 2016, wieder einen Jugendtag im Johanneum! Nähere Informationen demnächst auf unserer Homepage: www.johanneum.net

Auf dem Titelfoto von links nach rechts: Reza Sadeghinejad aus dem Iran, Anne-Sophie Dessouroux aus Belgien, Barna Szilágyi aus Rumänien, Trixi Jajtic aus Österreich, Charles Hackbarth aus Brasilien; vorne: Folker Hofmann aus Südafrika

CVJM

Deutscher Jugendverband
Entschieden für Christus
www.ec.de

EVANGELISCHE KIRCHE IM RHEINLAND

·A·M·D·
Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste

Verbindungen pflegen

Viele einzelne Menschen und etliche Gemeinden und Gruppen unterstützen die Arbeit des Johanneums. Dafür sind wir dankbar.

Neben diesen persönlichen und gemeindlichen Kontakten ist das Johanneum eingebunden in etliche Netzwerke, die uns helfen, unsere Arbeit einerseits unabhängig und auf der anderen Seite in guter Zusammenarbeit mit anderen zu tun.

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass die Ausbildung im Johanneum in den offiziellen Gremien der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) einen guten Namen hat. Gerade als freies Werk, das keine kirchlichen Mittel erhält, ist es uns wichtig, unsere Innerkirchlichkeit zu betonen. Mit den Landeskirchen stehen wir in guten Verbindungen – natürlich insbesondere mit der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR), auf deren Territorium wir uns befinden. Wir freuen uns, dass in der EKiR der Text aus Epheser 4 als maßgeblich gilt für das Miteinander unterschiedlich Ausgebildeter in der Kirche. – Schon seit der Gründung des Johanneums sind wir selbstverständlich eingebunden in den Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband, den Dachverband von rund 100 Werken und Verbänden, die sich dem reformatorischen Pietismus zuordnen. Mit vielen Gemeinschaftsverbänden und Jugendwerken stehen wir in intensivem Kontakt. Die Jugendwerke wie EC, CVJM, Christlicher Jugendbund in Bayern, EJW sind wichtige Anstellungsträger, die gerne unsere Absolventinnen und Absolventen als hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einstellen. – Das Johanneum gehört zur Konferenz der Missionarischen Ausbildungsstätten (KMA) in der EKD und zur Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste (AMD). In dieser Gemeinschaft wollen wir miteinander das missionarische Profil in unseren Landeskirchen stärken. Dazu gehört auch die diakonische Seite, denn selbstverständlich sind wir auch eingebunden in das Diakonische Werk. All diese Vernetzungen sollen dazu helfen, dass wir unseren Dienst in der guten Gemeinschaft mit anderen wahrnehmen.

Wenn Fremde Freunde werden

„Ihr seid also nicht mehr Fremde oder Gäste ohne Bürgerrecht. Ihr seid vielmehr gleichberechtigte Mitbürger der Heiligen und Mitglieder von Gottes Hausgemeinschaft."
(Epheser 2,19 BasisBibel)

そこであなたがたは、もはや 異国人いこくじんでも 宿やどり 人びとでもなく、
聖 徒せいとたちと 同おなじ 国籍こくせきの
者ものであり、!神かみの 家族かぞくなの
である。

Wir standen im Supermarkt vor den gefüllten Regalen. Eine alltägliche Situation. Aber: Wir konnten nichts lesen und versuchten, anhand der Bilder den Inhalt der Packungen zu erraten. Es waren unsere ersten Wochen in Japan, wo wir acht Jahre lebten. Wir begannen als Analphabeten (sprachlich wie kulturell) und konnten die vielen japanischen Zeichen zunächst nicht entschlüsseln. Bald konnten wir Fragen auf Japanisch stellen, doch es dauerte Jahre, bis wir die Antworten wirklich verstanden – gerade auch die ohne und hinter den Worten.

Die Faszination der fremden Kultur, aber auch die Unsicherheit (Kulturstress), verwandelten sich erst mit den Jahren in eine Normalität des Alltags. Wir erlebten viel Verständnis, Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit. In der Gemeinde zeigte sich von Anfang an, dass uns Christus über alle Unterschiede hinweg verbindet. Aus Fremden wurden Freunde. Japan, wo auch unsere drei Kinder zur Welt kamen, war uns zur zweiten Heimat geworden. Als wir wieder nach Deutschland (in die „Heimat") zurückkehrten, sahen wir vieles aus einer anderen Perspektive, manches war uns fremd geworden – wir hatten uns verändert.

Heiliges Heimweh

Der Epheserbrief spricht davon, dass wir ohne Christus dem Leben aus Gott entfremdet sind (4,18). Die Erzählungen am Anfang der Bibel sind Geschichten zunehmender Entfremdung. Es beginnt mit der Vertreibung aus dem Paradies, dem ersten Brudermord und der Zerstreuung der Menschheit beim Turmbau zu Babel.

Von und mit Jakob bekennt das Volk Israel: „Mein Vater war ein Fremdling" (5. Mose 26, 5). Daher gebietet Gott dem Volk, den Fremden zu lieben wie sich selbst (3. Mose 19, 34). Die neutestamentliche Gemeinde hat das Motiv des Fremdseins aufgenommen, da wir letztlich nur bei Gott ganz zuhause sein können (Eph 2,19; Phil 3,20; 1. Petr 1,1; Hebr 13,14). „Selig sind, die Heimweh haben" (Jung-Stilling). Keine irdische Heimat kann dieses Heimweh stillen; ein bisschen bleiben wir hier alle fremd, überall – jenseits von Eden.

Gottes Hausgemeinschaft

Als der Sohn in der Fremde zur Einsicht kommt und zum Vater nach Hause umkehren will, heißt es wörtlich: Da kam er zu sich selbst (Luk 15,17). Gott will nicht, dass wir entfremdet bleiben. Wo wir Gott näher kommen, kommen wir auch uns selbst und einander näher. Gottes Geist, ein Geist der Liebe und des Verstehens, schleift die Grenzen und schafft Gemeinschaft. Die Entstehung der von Anfang an vielkulturellen christlichen Gemeinde an Pfingsten macht deutlich: Unterschiede der Nationalität, Kultur und Sprache müssen nicht trennen, sondern können bereichern – und fließen über in das Lob der großen Taten Gottes (Offenbarung 7, 9–12). Wo wir einander ein Stück Heimat geben auf der Reise des Lebens, wird schon jetzt etwas von der „Hausgemeinschaft Gottes" erfahrbar.

Dr. Stefan Jäger, Dozent

Gemeinsam Hoffnungs-zeichen setzen

Foto: Meinard Artowski

„Ich hab die größte Herausforderung in der Kommunikation gesehen. Aber das ging besser, als ich dachte. Einige können schon etwas deutsch und übersetzen es für die anderen. Sie sind auch sehr wissbegierig und wollen Deutsch lernen. Tiefe Gespräche kann man jetzt noch nicht führen, aber das ist ja auch nicht nötig. Wir lernen uns ja erst kennen und haben einfach eine gute Zeit zusammen."
Natalie Heinzelmann, 2. Kurs

„Wenn ich sehe, wie die Kinder spielen, toben und lachen, dann weiß ich, dass sich die ganze Arbeit schon allein dafür gelohnt hat." *Niklas Krämer, 2. Kurs*

Das Thema „Flüchtlinge" ist in aller Munde. Viele Städte und Kommunen sind mit der Herausforderung konfrontiert, fremde Menschen willkommen zu heißen und ihnen in ihrer Not ein Hoffnungszeichen zu geben. Auch die Kirchengemeinde Wichlinghausen-Nächstebreck, mit der das Johanneum verbunden ist, hat ein Flüchtlingsprojekt ins Leben gerufen. Einige Studierende des Johanneums beteiligen sich an diesem Projekt. Im Folgenden zeigen Klaus-Michael Bätzel, Presbyter und ehrenamtlicher Koordinator des Flüchtlingsprojektes der Kirchengemeinde, und Marieke Rahn (im Text kursiv gedruckt), Studierende des Johanneums, wie es zu der Zusammenarbeit kam und was aus dem Projekt geworden ist.

Schon seit vielen Jahren ist der Wuppertaler Stadtteil Wichlinghausen, an dessen Rand in idyllischem Grün auch die Evangelistenschule Johanneum liegt, Schauplatz sozialer und ethnischer Um- und Aufbrüche. Anfänglich waren es fast ausschließlich türkische Familien, die herzogen, hier lebten und dem alten „Harmoniumsviertel" ein neues Gepräge gaben. Ihre Kontakte zur evangelischen Kirchengemeinde waren eher gering. Erst als die in den drei Flüchtlingsheimen Wichlinghausens lebenden Menschen aus Südosteuropa an die Türen unseres Gemeindebüros klopften, wurde klar, dass wir als Gemeinde etwas tun mussten. Deshalb wurde zunächst eine Kooperation mit der Wuppertaler Stadtmission ins Leben gerufen, die bis heute gut und erfolgreich wirkt. Als dann der Flüchtlingsstrom mit Menschen aus Syrien, Irak, Iran, Afghanistan, Eritrea, … rasch anstieg, stellte sich heraus, dass weitere Hilfsangebote notwendig wären. So fand sich im Sommer 2015 eine große Gruppe von Menschen aus dem Umfeld der Gemeinde, die anpacken und helfen wollte. Diese Gruppe empfindet es als Glücksfall, dass sich auch zahlreiche Studierende des Johanneums bereit erklärt haben, sich bei den Angeboten der Kirchengemeinde für Flüchtlinge einzubringen. Dies bedeutet Entlastung und Bereicherung zugleich. *(Klaus-Michael Bätzel)*

Es war zunächst mehr das Bedürfnis da, irgendwas zu tun, als eine konkrete Idee. Dann kam die Anfrage aus der Gemeinde, ob sich Johanneumsstudierende an einem Projekt für Flüchtlinge beteiligen wollen. So kamen vor einigen Monaten Gemeindemitglieder zu uns ins Johanneum, um gemeinsam über ein Projekt für Flüchtlinge nachzudenken. „Was ist nötig?" war genauso eine wichtige Frage wie „Was können wir überhaupt leisten?" Am 6. Oktober fand dann zum ersten Mal eine Veranstaltung zur Begegnung mit Flüchtlingen statt. Wir wollten neben den laufenden Deutschkursen an drei gemeinsamen Abenden einfach etwas Zeit und hoffentlich das Gefühl von Willkommensein schenken.

Während die Gemeinde ihren Schwerpunkt auf die Sprachförderung legt, treffen sich die Studierenden einmal monatlich in den Räumen der Erlöserkirche mit allen, die sich eingeladen fühlen. Beim ersten Treffen im Oktober 2015 wurde gemeinsam gekocht, bei der ersten Begegnung im neuen Jahr 2016 gab es Spiele und eine Vorstellungsrunde mit Hilfe einer Weltkarte, beides „garniert" mit frischem Obstsalat, dessen Zutaten bei der Wuppertaler Tafel günstig erworben werden konnten.

„Am schönsten fand ich den Kontakt zu der lybischen Familie, von der ich – auf Englisch – ein bisschen mehr über ihre Situation erfahren habe, und die so dankbar über diese Abwechslung sind. Sie freuen sich schon auf ein Wiedersehen. Und es ist so schön mitzukriegen, wie sehr sich die Menschen freuen, wenn sie eine Möglichkeit zum Deutsch lernen bekommen."
Mirjam Dauner, 2. Kurs

Foto: Meinard Artowski

„Ich bin neu dabei und habe mich gefreut, wie viel Dankbarkeit wir erfahren. Die Offenheit von ihnen macht Freude und ich freue mich auf die nächsten Male."
Hannes Averbeck, 1. Kurs

Die Sprachkurse, die Ehrenamtliche aus dem Gemeindeumfeld anbieten, und unsere Begegnungsabende ergänzen sich gut. Die Sprachlehrerinnen können im Kurs zu unserer Veranstaltung einladen und die Gäste können ihre neu erworbenen Fähigkeiten dann in der Begegnung ausprobieren und üben. Die Kuchenspenden von der Frauenhilfe Hottenstein sind außerdem eine Bereicherung für unser Buffet. So kann jeder seinen Teil beitragen und wir ergänzen uns mit unseren Möglichkeiten.

Wir sind froh, dass dieses spannende Angebot der Studierenden bis Sommer 2016 fortgesetzt werden kann und sind für die Zusammenarbeit zwischen Gemeinde und Johanneum dankbar.

Von Puschendorf nach Russland

Vor dem Johanneum machte ich ein FSJ in der Diakonie-Gemeinschaft Puschendorf. Im Rahmen dieses Jahres war ich für einige Wochen in Slavsk, in der Nähe von Kaliningrad (ehemals Königsberg). Mit meinem FSJ-Kollegen arbeitete ich dort in einem Kinderheim.

Ich war zuvor bereits in der Fremde gewesen. Ein halbes Jahr war ich in den USA, aber Russland war ganz anders. Die Unterschiede fingen bei den Straßen an, die übersät waren mit Schlaglöchern. Weiter ging es mit den Häusern, die scheinbar zum großen Teil noch aus der Zeit stammten, als Königsberg und Umgebung noch zu Deutschland gehörten. Und nicht zuletzt die Menschen. Verglichen mit meiner Zeit in den USA kam es mir viel schwerer vor, in Kontakt zu treten. Die Menschen in Russland wirkten „zugeknöpfter“. Das größte Hindernis war natürlich die Sprache. Leider hatte ich nie Russisch gelernt. Die Kinder im Kinderheim hatten teilweise zwar Deutsch im Unterricht, aber leider erst seit wenigen Monaten. Ein Gespräch war also kaum möglich. Trotzdem konnten wir uns mit Händen und Füßen verständigen. Nachdem Schwester Barbara, die das Heim leitet und deutschsprachig ist, den Kindern das Wort „spielen“ beigebracht hatte, kamen sie, um uns zum Spielen aufzufordern, nahmen mich an der Hand und zogen mich einfach mit sich. Meistens war das Spiel selbsterklärend. Ein Ball und ein Pass mit dem Fuß sind eine eindeutige Kommunikation. Dagegen war bei manch anderen Spielen auch eine Übersetzung nötig. Aber das war alles kein Problem.

Neben der Beschäftigung mit den Kindern hatte ich auch noch andere Aufgaben. Zum einen gab es im Haus einiges zu erledigen: Der Garten wollte gepflegt werden, die Bäume mussten zurechtgeschnitten werden. Am meisten Freude machte mir allerdings der Deutsch- und Englischunterricht in der weiterführenden Schule in Slavsk. Mein FSJ-Kollege und ich wurden eingeladen, um dort in der jeweiligen Sprache zu erzählen. Das war für mich die Möglichkeit, auch mit Gleichaltrigen in Kontakt zu kommen. Die Kommunikation bestand zwar nur aus bruchstückhaftem Englisch oder Deutsch, aber eine Stadtführung durch Jugendliche war sehr amüsant. Es war schön, dass die jungen Russen sich Zeit für uns nahmen. Sie halfen uns auf unkomplizierte Art und Weise, sodass wir uns in der Fremde auch auf anderer Ebene willkommen fühlten, als es davor der Fall war.
So war der erste Schritt geschehen, dass wir uns auch in der Fremde wohl fühlen konnten. Bis in der Fremde Heimatgefühle aufgekommen wären, hätten wir noch länger dort sein müssen. Trotzdem haben wir uns dort wohl und angenommen gefühlt. Für mich war es faszinierend festzustellen, dass man sich trotz einer Sprachbarriere gut verstehen und heimisch fühlen kann. Das Einzige was dazu nötig ist, sind Menschen, die sich Zeit nehmen.

Daniel Kühn, 3. Kurs

Als Deutscher in der Fremde

Vor drei Jahren bin ich mit meiner Frau und unseren drei Kindern als Missionar nach Namibia gezogen. Wir dachten, wir kommen nach Afrika. Doch dann erwartete uns hier im Land:

- Der deutsche Karneval
- Eine schwarze Bäckerin, die Brezeln verkauft und perfekt deutsch spricht
- Menschen mit dunkler Hautfarbe, die alle deutsche Vornamen haben
- Deutscher Baustil, deutsche Farmen, deutsches Bier, ...
- Nur die deutsche Bürokratie vermissen wir manchmal – vor allem bei der Visabeantragung

Namibia ist ein wunderschönes afrikanisches Land, in dem die deutschen Wurzeln und die deutsche Vergangenheit an allen Stellen noch sichtbar sind – Aber auch die Probleme, die durch deutsche Kolonialpolitik und südafrikanische Rassentrennung entstanden sind.

Die Gute Nachricht für die Armen
Ich arbeite in Windhoek in einer weißen, deutschsprachigen Gemeinde und für manche ist es schwer zu verstehen, warum ich nicht zu den vielen „armen, schwarzen“ Kindern gehe und ihnen von Jesus erzähle. Die bräuchten es doch so dringend, die Armen in den Elendsgebieten rund um Windhoek. Aber was macht einen Menschen arm?

Arm ist nicht gleich arm!
Ich erlebe hier unsere schwarzen Mitbürger im Alltag und die schwarzen Kinder an den Schulen: Vielleicht sind sie arm – materiell arm oder zumindest viel ärmer als die Weißen in unserer Gemeinde. Aber sie sind fröhlich und viele der schwarzen Kinder kennen Jesus besser als ihre weißen Klassenkameraden. Ich entdecke eher eine geistliche Armut unter den weißen Kindern und Jugendlichen. Und darum bin ich mit meiner Familie hier nach Windhoek gekommen: damit diese Kinder und Jugendlichen Jesus Christus kennen lernen und zu einer lebendigen Beziehung mit ihm kommen. Es ist mein Gebet, mein Hoffen und mein Arbeiten, dass die Gute Nachricht von der Liebe Gottes und seiner Gnade und Vergebung Kreise zieht – unter den Menschen, denen wir begegnen – egal ob arm oder reich, weiß oder schwarz!

Meine Mittel gegen die Armut
Und trotzdem bewegt mich auch die Frage: Wie kämpft man gegen diese große Armut im Land? Ich habe für mich einige Wege gefunden, das Leid Einzelner zu lindern:

- Unserer Haushaltshilfe Maria zahlen wir ein ortsübliches Gehalt, was aber nicht gerecht ist. Als Ausgleich bekommt sie zwei Mahlzeiten am Tag, Babykleidung, Weihnachtsgeld und wir zahlen immer mal wieder ihre Arztrechnungen.
- Wenn ein Bettler an meiner Tür klingelt, dann höre ich mir seine Geschichte an und gebe etwas: Jeder bekommt 20 N$ und wenn er will, etwas zum Trinken und Essen. So verteile ich einen Teil meines Zehnten an Bedürftige.

Christoph Höcht, eingesegnet 2000

Bunte „Schnipsel“ zum Thema „Fremde und Fremdes“

„Die wahre Entdeckungsreise besteht nicht im Besuchen fremder Länder, sondern darin, Altes mit neuen Augen zu sehen.“ *Lebensweisheit*

„Die Unfähigkeit, ein fremdes Leben ernst zu nehmen, bringt schließlich Ungeheuerlichkeiten hervor.“ *Heinrich Mann*

Wussten Sie schon, dass …

… es im Johanneum mindestens zwei Zeitzonen gibt? Für eine Gruppe beginnt der Unterricht morgens um viertel nach acht und für die andere um viertel neun – trotzdem sind alle um 8.15 Uhr im Klassenraum.

„Es soll ein und dasselbe Recht unter euch sein für den Fremdling wie für den Einheimischen; ich bin der HERR, euer Gott.“
3. Mose 24,22

„Ein Fremder ist ein Freund, dem man nur noch nicht begegnet ist.“ *Irisches Sprichwort*

Kurioses

In Chicago leben mehr Polen als in Warschau.

Croissants stammen ursprünglich nicht aus Frankreich, sondern aus Österreich.

Die erste Bibelausgabe in der Sprachausgabe der Eskimos wurde 1744 in Kopenhagen gedruckt.

In New York leben mehr Iren als in Dublin

Kleopatra war mit Sicherheit keine Ägypterin, sondern vermutlich eine Mazedonierin.

Die äthiopische Kirche verehrt Pontius Pilatus als Heiligen.

Die Römer erfanden das Türkische Bad!

Quelle: Hanswilhelm Haefs: Handbuch nutzlosen Wissens, dtv 1991

Volontariat in Jerusalem

Wussten Sie ...

... dass das Johanneum bereits zum zweiten Mal eine Studienfahrt nach Israel für Studierende des Johanneums organisiert hat? Die Idee entstand im Rahmen einer Israel-Reise des Dozententeams im Jahr 2010. Mit insgesamt 14 Personen reisten wir sechs Tage nach Israel, um biblische Stätten zu besuchen, das Land zu erkunden und uns auch mit der aktuellen Situation zu beschäftigen. Es war für alle eine eindrückliche Reise, die lange nachklingen wird.
Klaus Göttler

Ich sitze auf unserer Dachterrasse in Jerusalem, mitten in der Altstadt. Mein Blick schweift über die Dächer: der Ölberg direkt vor mir; Gethsemane, Tränenkirche (Dominus flevit), Himmelfahrtskirche – alles zum Greifen nah; die goldene Kuppel des Felsendoms, die grell in der Sonne leuchtet; die prachtvolle Hurva-Synagoge im jüdischen Viertel; der hohe Turm der deutschen Erlöserkirche; die Stadtmauer; das Damaskus-Tor; und unmittelbar hinter mir die Mauer der Grabeskirche, die fast direkt an unser Haus stößt: So viel Geschichte, so viel Bedeutsamkeit, so viel Evangelium und ich darf mittendrin wohnen. Alles nur einen Steinwurf weit entfernt. Was für ein Privileg! Sechs Monate lang ist die Jerusalemer Altstadt mir zur Heimat geworden. Sechs Monate, die mich zutiefst geformt und geprägt haben und das in den verschiedensten Bereichen meines Denkens und Lebens:

Im Miteinander der Kulturen
Nirgendwo sonst auf der Welt treffen vielleicht die verschiedensten Kulturen und Religionen so intensiv aufeinander wie hier in der Altstadt. Dass das zum Nachdenken anregt, liegt auf der Hand. Ich bin neu ins Fragen gekommen: Was haben wir gemeinsam? Was unterscheidet uns? Wie gehen wir miteinander um? Ich bin offen geworden, offen für den Menschen. Egal ob Muslim, Jude oder Christ, wir waren Nachbarn und so sind wir uns auch begegnet. Ob beim täglichen Einkaufen auf dem Markt, ob beim Gespräch auf der Straße oder bei sonstigen Begegnungen: Wir haben miteinander gelacht. Wir haben uns gegenseitig bereichert. Wir haben voneinander gelernt und schätzten uns gegenseitig wert. Eine kulturelle Horizonterweiterung, die mir gut getan hat!

Im eigenen christlichen Glauben
Ich lese die Bibel mit einer neuen Brille: See Genezareth, Wüste Juda und Stiftshütte sind keine unbeschriebenen Blätter mehr, sondern lösen in mir Bilder und Erinnerungen aus. Es ist lebendiger geworden in meiner persönlichen Bibellese und dafür danke ich Gott. Gleichzeitig machte es Freude, die vielseitige Gemeindelandschaft in Jerusalem zu erkunden. Ich erinnere mich gerne an viele neue geistliche Impulse, die ich bekommen habe. Ich denke oft an erfahrene Christen, die mir in dieser Zeit durch Wort, Tat und Gebet zur Seite standen. Sie sind mir zu Vorbildern geworden, bis heute!

Im Angehen neuer Herausforderungen
Plötzlich waren wir drei jungen Volontäre allein verantwortlich für das Gästehaus. Plötzlich beschäftigte ich mich drei Monate lang mit hebräischen Strom- und Monatsabrechnungen, mit Gästebelegungen, mit arabischen Handwerkern, mit dem Gestalten von Gottesdiensten und sonstigen Organisationsfragen, die im Alltag eines Gästehauses eben anfallen. Plötzlich lernten wir Vertrauen auf Gott in scheinbar unüberwindbaren Aufgaben. Plötzlich wussten wir: Gott lässt uns nicht im Stich, sondern er befähigt und rüstet für das aus, was wir gerade brauchen!

Simon Trzeciak, 1. Kurs

Neue Heimat in der Fremde

Mein Name ist Reza und ich komme aus dem Iran. Seit 2012 wohne ich in Deutschland.

Ich bin in einer muslimischen Familie geboren und da ist es selbstverständlich, dass ich eine religiöse Erziehung genießen musste. Je älter ich wurde, desto mehr wuchsen meine Probleme mit der Familie und mit religiösen Gesellschaften. Es gab heftige Konflikte – sowohl zwischen mir und meiner Familie als auch mit meiner Umgebung. Irgendwann habe ich mich entschieden, ohne Gott zu leben – getrennt von der Familie und dem Gesetz Gottes. Ich war der festen Überzeugung, dass ich selbst mein Leben bestimmen kann. Ich habe mich als einen intellektuellen und liberalen Menschen bezeichnet. Religion war für mich durch menschliche Ängste geboren. Ich hielt religiöse Menschen einfach für dumm und feige. Alles, was gegen meinen Verstand war, lehnte ich ab.

In der damaligen Zeit war „Atheismus“ in meinem Land ein modernes Wort und es machte mir Spaß, mich Atheist zu nennen und mich über religiöse Menschen lustig zu machen. Ich hatte aber persönlich keine Ruhe, weder in meinem tiefsten Inneren noch in meinen Gedanken. 2006 habe ich ein paar Christen kennengelernt. Natürlich habe ich angefangen sie zu verhöhnen, auszulachen und zu provozieren. Ich hielt sie für „Idioten“ – vielleicht für ein bisschen „modernere Idioten“. Zwei Jahre lang habe ich versucht, sie durch alle möglichen Wege zu provozieren – sogar ihren lebendigen Gott „Jesus“ habe ich vielmals beleidigt.

Ich wusste damals noch nicht, dass Jesus mich mit meinem Namen gerufen hatte und mein Versuch zu fliehen vergeblich war.

2008 habe ich dann durch meine Kollegin ein Johannesevangelium geschenkt bekommen. „Am Anfang war das Wort, das Wort war bei Gott und Gott war das Wort“. Dieser Vers war der erste Schlag in mein Gesicht. Ich kann diesen Vers immer noch nicht zu hundert Prozent begreifen, aber ich kann hundertprozentig bezeugen, dass der Vers Kraft hat. Und diese Kraft kann ein Leben verändern! Je mehr ich im Johannesevangelium gelesen habe, desto mehr stand ich unter Schock. Diese Anarchie bei Jesus und seinen Jüngern: Jesus hat am Sabbat gearbeitet bzw. Wunder getan und nicht gefastet. Jesus ist Sündern begegnet und sogar einer Ehebrecherin. Fast jeder weitere Vers war ein weiterer Schlag auf meinen ganzen Körper, meinen Geist und meine Seele. Ich war noch nicht mit dem Lesen fertig, aber ich wollte einfach laut und von ganzem Herzen schreien: „Ja, bis jetzt warst du für mich nur ein netter Prophet, aber ab jetzt: Du bist mein Gott!“ Ich kann dieses Gefühl immer noch nicht in Worte fassen. Das finde ich aber sogar sehr gut, denn ich bin heute der Meinung, dass kein Mensch diese Bekehrungsmomente komplett beschreiben kann.

Jesus ist für jeden eine ganz persönliche und besondere Erfahrung. „Gott ist auf die Erde gekommen“ – das war für mich die beste Definition von Gott. Jesus spricht über die Themen, die mich als Kind immer in Schwierigkeiten gebracht hatten (Fasten, Beten, gute Sachen tun usw.). Jesus sagt: „Was du von dir aus tust, kann dir nicht helfen, sondern alleine ich kann dich retten“. Jesus fordert gar nichts außer Liebe.

Diese haben wir Menschen verloren. Wir können darüber nur gut reden oder faszinierende Sätze bei Facebook und in anderen Medien schreiben – oder wir halten bewegende Predigten. Ich bin aber überzeugt, Jesus ist die vollkommene Liebe! Er hat sich für uns klein gemacht. Er hat unter uns gewohnt, hat am Kreuz gelitten, ist gestorben und hat so den Fluch, den wir verdient hätten, auf sich genommen. Nicht, weil er im Himmel Langeweile hätte – Nein! Er wollte uns einfach sagen: Die Liebe ist das höchste Gebot Gottes. Und deshalb kam Gott selbst in Jesus Christus auf uns zu. Heute bin ich immer noch gedanklich beschäftigt, habe meine Zweifel und manchmal ticke ich auch „komisch“, aber es gibt in meinem tiefsten Inneren, in meinem Herzen, Frieden.

Reza Sadeghinejad, 1. Kurs

Der neue erste Kurs

Wo wir herkommen und was uns prägt und fasziniert

Daniel Lächele (23),
Abiturient aus Laichingen
„Russland – die außergewöhnliche Mentalität und das super leckere Essen“

Markus Deuschle (24),
Absolvent eines Soziologie-studiums aus Gschwend
„Tischtennis – die einzigartige Kombination aus Athletik und Präzision“

Charles Hackbarth (27), Bachelor Betriebswirtschaft aus Brasilien
„Meine Heimat Brasilien – die tiefen Freundschaften und Herzlichkeit der Menschen“

Ellen Engel (21),
Abiturientin aus Hunsrück
„Bibelschule England – und die internationalen Mitstudenten“

Jannis Offenbach (20),
Abiturient aus Ilshofen
„Das Oberbergische – und ein Jahr Praktikum beim Erlebnispädagogen“

Anna Ellerbrock (21),
Abiturientin aus Harsefeld
„Ein Jahr in Südtirol mit atemberaubender Schöpfung und großartigen Menschen“

Jonathan Augenstein (21),
Elektroniker für Betriebstechnik aus Langenalb
„Der CVJM Spielberg und die tollen Menschen dort“

Anna-Lisa Szilágyi (21),
Abiturientin aus Melsungen
„Rumänien – mit seiner unverwechselbaren Vielfalt“

Barna Szilágyi (21),
Abiturient aus Rumänien
„Die Bergspitzen – mit der endlosen Freiheit“

Joschua Seppmann (21),
Abiturient aus Mecklenburg
„Meine Geschwister und unsere gemeinsamen Erlebnisse“

Reza Sadeghinejad (36),
Buchhalter aus dem Iran
„Meine Arbeitskollegen – die mir Jesus gezeigt haben“

Simon Trzeciak (21),
Abiturient aus Muggensturm
„Israel – und seine biblischen Stätten“

Rafael Deutschmann (20),
Abiturient aus Esslingen am Neckar
„Nordirland – und die offenen und humorvollen Nordiren“

Trixi Jajtic (22),
Pharmatechnologin aus Österreich
„Wundervolle Menschen und viele Begegnungen“

Lena Stille (23),
Erzieherin aus Bad Oeynhausen
„Uganda – und die Offenheit der Menschen“

Hannes Averbeck (24),
Schornsteinfeger aus Visselhövede
„Das Großwerden auf dem Bauernhof“

Hanna Rau (23), Zahnmedizinische Fachangestellte aus Haldensleben
„Der Osten – und die Hoffnung, die er mich lehrte“

Myrina Bauereiß (23),
Kinderpflegerin aus Höfen
„Franken – und die unendliche Vielfalt des Dialektes und der Menschen“

Fremde "Heimat Deutschland"

Immer wieder haben wir Studierende im Haus, die aus anderen Länder kommen und uns mit ihren Erfahrungen bereichern. Mit folgenden Studierenden habe ich gesprochen und sie gefragt, wie fremd oder vertraut Ihnen Deutschland ist: Anne-Sophie Dessouroux aus Belgien, Charles Hackbarth aus Brasilien, Folker Hofmann aus Südafrika und Barna Szilágyi aus Rumänien mit seiner deutschen Ehefrau Anna-Lisa.

Sie alle wohnen nicht mehr in Ihrem Heimatland, sondern sind seit einiger Zeit in Deutschland. Was war Ihr erster Eindruck?

B. Szilágyi: Im Jahr 2013/14 war ich für ein elfmonatiges Praktikum in Deutschland und seit September 2015 bin ich hier am Johanneum. Ich wollte Neues erleben, eine andere Sprache, eine neue Umgebung.

C. Hackbarth: Ich bin seit fünf Jahren in Deutschland. Erstaunt war ich darüber, wie modern das Land und wie gut das Bildungs- und Gesundheitssystem ist. Verwundert war ich darüber, dass auch in einem gut strukturierten Land die Menschen unter Stress und Zeitmangel leiden.

A-S. Dessouroux: Ich war 2008 und 2009 zu kürzeren Studienaufenthalten in Deutschland. Aber seit September 2013 wohne ich "fulltime" in Deutschland, um meine Ausbildung im Johanneum zu machen.

F. Hofmann: Ich bin seit 2,5 Jahren in Deutschland. Gewundert hat mich, dass alle Deutschen mir immer erzählt haben, ihre Kultur sei unfreundlich und kaltherzig. Ich habe das Gegenteil und überall eine unglaubliche Gastfreundschaft erlebt.

Was ist der größte Unterschied zwischen dem Leben in Deutschland und dem Leben in Ihrer Heimat?

A-S. Dessouroux: Die Deutschen sind sehr organisiert und planen alles genau. Generell empfinde ich die Belgier stärker als Lebenskünstler. Sie haben mehr Raum für Spontanes. Die Deutschen sind mehr auf Effizienz, Struktur und Organisation zentriert.

F. Hofmann: In Deutschland passt alles in ein System und hat seine Ordnung. In Südafrika dagegen habe ich das Gefühl, dass die Dinge viel mehr durch dynamische Beziehungen vorwärts kommen. Diese Beziehungen lassen Raum für Fehler, aber auch für Vertrauen, Lernbereitschaft und Abenteuer.

B. Szilágyi: Man kann sagen, dass die Menschen in Deutschland ein besseres Leben führen. Ich glaube, dass sie deshalb weniger aufeinander angewiesen sind. Zu Hause habe ich ein starkes Gemeinschaftsbewusstsein erfahren und wertgeschätzt.

Frau Szilágyi, Sie haben als Deutsche 10 Monate im Heimatland Ihres Mannes, in Rumänien, gelebt. Was war für Sie der größte Unterschied zwischen Deutschland und Rumänien?

A. Szilágyi: Ich musste sensibler und zugleich stärker werden. Rumänien ist ein sehr schönes Land – wenn man die Augen dafür geöffnet bekommt. Ich wurde immer sehr herzlich aufgenommen, habe Unterstützung in jeder Situation erfahren und die Einfachheit lieben gelernt. Man legt dort viel mehr Wert auf Beziehungen. Zugleich ist Rumänien ein Land in Entwicklung: Man sieht viel Armut und Hilflosigkeit, aber auch Bereitschaft zur Erneuerung.

Was vermissen Sie in Deutschland?

A-S. Dessouroux: Die leckere belgische Schokolade!!! Ebenso vermisse ich die Entspanntheit, was Termine, Regeln und Gesetze betrifft.

C. Hackbarth: Die Freundlichkeit und Gelassenheit der Menschen.

Ist Ihnen heute Deutschland noch fremd oder ist es eine Art Zuhause für Sie geworden?

F. Hofmann: Fremd ist es mir nicht … aber ein Zuhause auch noch nicht.

B. Szilágyi: Ich war schon immer viel unterwegs, auch bevor ich nach Deutschland kam. Ich könnte mich als „kleinen Ausreißer“ bezeichnen. In diesem Sinne habe ich gelernt, mit fremden Orten gut umzugehen.

A-S. Dessouroux: Was heißt „Zuhause“? Ich mag Deutschland und Belgien. Ich fühle mich zur Zeit im Johanneum Zuhause. Aber ich weiß, ich bleibe hier nicht für immer. Ein englischer Spruch sagt „Home is, where your heart is“ („Zuhause ist da, wo dein Herz ist“). Dieser Spruch passt zu mir. Ich habe kein festes Zuhause, sondern bin da Zuhause, wo ich für eine bestimmte Zeit lebe und mit den Menschen gut umgehe.

Gibt es einen Wunsch, den Sie für Deutschland haben?

C. Hackbarth: Ich wünsche mir, dass die Menschen mehr mit dem Herzen denken und keine Angst vor Nähe und Freundschaften haben.

F. Hofmann: Ich weiß nicht, ob ich das sagen darf, aber ich wünsche es vielen Deutschen: mehr Nationalstolz. Damit meine ich nicht Ausgrenzung oder Unterdrückung, sondern einfach Stolz auf die eigene Kultur und das Land.

A-S. Dessouroux: Dem kann ich nur beipflichten. Mein Wunsch für Deutschland ist, dass das Land den Reichtum seiner Geschichte erkennt: Dichter, Philosophen, Musiker, Theologen …

Sie haben das Land gewechselt – sehen Sie darin auch so etwas wie Gottes Plan für Ihr Leben?

B.Szilágyi: Die erste Zeit in Deutschland war sehr schwer und hat auch meinen Glauben auf die Probe gestellt, aber ich habe gelernt, mehr zu vertrauen, Gottes Plan wahrzunehmen und mich darauf einzulassen. Außerdem lässt allein die Tatsache, dass ich in dieser Zeit meine Frau kennen gelernt habe, keinen Raum für Zweifel an Gottes Führung.

C. Hackbarth: Ich kam nach Deutschland, weil es Gottes Plan war. Heute merke ich, dass Gott das so wollte. Das, was er hier in meinem Leben gemacht hat, würde meiner Meinung nach in Brasilien nicht möglich sein.

F. Hofmann: Ich glaube, dass Gott mir die Tür für diesen Weg geöffnet hat. In Deutschland ist es meine Herausforderung geworden, meine Not zu erkennen, die meinen Glauben not-wendig macht. Hier ist es leicht, den Glauben zu leben. Er kann leicht zu einer Äußerlichkeit werden, ohne dass er Konsequenzen hat. Das macht mich nachdenklich und manchmal unzufrieden.

A-S. Dessouroux: Tja, gute Frage! Das Johanneum gehört definitiv zu Gottes Plan für mein Leben. Es ist eine Gebetserhörung. Ob Deutschland einen Einfluss auf meinem Glauben hat? … Ja, im Nachhinein sehe ich, wie Gott mich bis hier und bis jetzt geführt hat. Wie es ab Sommer 2016 weitergeht, ob in Deutschland oder anderswo, weiß ich (noch) nicht.

Fremde
und Fremdes

Evangelistenschule Johanneum
Melanchthonstr. 36
42281 Wuppertal
Tel: 0202 / 3170-0
Fax: 0202 / 3170-599
info@johanneum.net
www.johanneum.net

Kontoverbindung
Evangelische Kreditgenossenschaft eG, Kassel
Kontonummer 531
BLZ 520 604 10
IBAN DE57 5206 0410 0000 0005 31
BIC GENODEF1EK1

Redaktionsteam
Klaus Götter, Martina Walter,
Beate Kleinrosenbleck

Foto- und Bildnachweis
Arlowski, Deuschle, Ellerbrock, Geister, Göttler, Jäger,
Höcht, Kühn, Trendelenburg, Trzeciak

shutterstock: Peshkova

Konzeption / Design
Gute Botschafter – Spezialisten für Positionierungsdesign
www.gute-botschafter.de